Der letzte Tag.

Von E. Hauff.

Er fuhr in Civil.

Zurückgelegt in seine Coupeecke, hielt er die Augen halb geschlossen. Obgleich er müde war, sehr müde, obgleich ein dumpfer Druck ihm Stirn und Augen beschwerte, lächelte er. Er lehnte das Haupt gegen die Polster.

„Maria!“ — — — sagte er weich, zärtlich. Und noch einmal: „Maria!“

Wenn nur der Schmerz in der Stirn nicht gewesen wäre. Gleich heute früh, als er aus tiefem Schlaf emporgeschreckt, war ihm der Kopf wie ein Stück Eisen wieder zurückgefallen.

Vor seinem Bett stand Josef, der Bursche, und hielt seinen Arm fest.

„Nu ist's sachste Mal, daß ich Ihnen ruf', Herr Leitnant.“

Von dem halb verlegenen, halb aufgeregten Gesicht des Getreuen wanderten seine Blicke erstaunt durch das Zimmer über die Thür und durch das Fenster, vor dem man gestern Abend die Vorhänge hinabzulassen versäumt hatte.

In breitem Strom floß das Morgenlicht über sein Bett.

„Donnerwetter, — Josch — was war denn los? Wie bin ich denn eigentlich nach Haus und in's Bett gekommen?“

Der Bursche grinste.

Die Herrn Leitnants haben den Herrn Leitnant jeholfen. Wissen das der Herr Leitnant nich mehr?“

Heinz schüttelte den Kopf. Das unbehagliche Gefühl verstärkte sich. Angestrengt sann er über die Erlebnisse des gestrigen Abends nach. Er sah sich wohl im Casino von lustigen Kameraden umgeben, hörte auch den Freund, den kleinen Lieutenant von Stetten, wie er so feurig den Toast auf die Braut des heute vom Junggesellenstande Abschied nehmenden Kameraden ausbrachte, und sah auch noch die erhitzten Köpfe der anderen, die lächelnd, nickend vor seinem stets von neuem gefüllten Sectglase auftauchten.

Das Weitere aber — — — wahrhaftig ja — — alles Weiteren konnte sich Heinz beim besten Willen nicht mehr entsinnen.

Josch stand unbeweglich.

„Den Herrn Leitnant sein Zug fahrt um neine,“ meldete er mit zusammengeklappten Absätzen.

Mit einem Sprung war Heinz aus den Federn. Beinahe wäre er dem Burschen um den Hals gefallen.

Er mag's zu toll getrieben haben am vorangegangenen Abend. Der verfluchte Sect brannte wie Höllenfeuer. Was aber ging ihn das Gestern gegen solches Heute an? Sein eigener Polterabend — — und übermorgen seine eigene Hochzeit!

Zwei Mädchenaugen lachten ihn an. Tief, dunkelblau, wie der Waldsee vor dem heimathlichen Dorfe.

„Heinz,“ sagte eine weiche, junge Stimme, „lieber, lieber Heinz!“

Im Coupé selbst duldete es ihn nicht in seiner Ecke. Immer wieder sprang er von dem Sitze empor. So glücklich, ach so glücklich war er! Nein, er konnte nicht so stumm hier sitzen bleiben. Diese übergroße Seligkeit, die in ihm war!

Vor dem Fenster die Rauchwolken formten sich zu weißen, wehenden Schleierenden. Ja, — — er konnte auch ganz deutlich das blonde Mädchenhaupt darunter sehen, mit den Myrtenzweigen auf der Stirn. Nur blaß war das Gesichtchen, todtenblaß. Und doch ein Lächeln um die halb geöffneten Lippen, ein Lächeln, — — — das dem Manne das Blut in die Schläfen trieb. Die Wolken theilten sich, — — der holde Spuk entschwand.

Ein Pfiff der Lokomotive, und schreiend stoben die Krähen am Wiesenrand auseinander.

Als der Zug auf der Station B. hielt, waren seine Schritte schwer und stockend, mit denen er den Bahnsteig betrat. Er wagte kaum die Blicke emporzuheben, also hatte ihn die Erregung gepackt.

Da — — ein Mädchenlachen. Hell, kindlich. Das war Trude, die jüngste Schwägerin.

Und dann, er wußte es selber nicht, wie schnell er plötzlich diesem Lachen gefolgt war, stand Maria vor ihm. Die eine Hand hielt krampfhaft der Schwester Finger, die andere streckte sich ihm entgegen.

Sie weinte.

Wortlos hielt er die Braut am Herzen.

Und nun strich er über ihre Augen. Leise, vorsichtig.

„Aber Lieb, — — aber Mia, — — nun ist ja alles gut,“ sagte er weich. „Nun gehe ich ja niemals mehr fort von Dir!“

Sie schämte sich. Hastig trat sie zur Seite und ging mit gesenkten Blicken zum Wagen.

Heinz wagte sie nicht einmal anzusehen.

Trude hatte sich in seinen Arm gehängt und schwatzte lustig darauf los. Von den bereits eingetroffenen Gästen erzählte sie, von den Hochzeitsgeschenken und den Torten, die das Pfarrhaus beherbergten. Nicht einen Augenblick stand ihr Mund still.

„Denk mal, Heinz! Maria rührt das gar nicht! Maria geht umher wie eine Nonne. Da müßt' ich an ihrer Stelle sein ... hujeh! Von Wellnows kam ein Tafelservice. Echt Meißener, mit eurem Monogramm in Gold. Damals hat Maria dafür geschwärmt, als sie's irgendwo sah. Heut sagt sie kein Wort. — Verdreht — — was?“

Heinz saß neben seiner Braut.

Sie fuhren durch den Wald, über dessen Bäumen die Mittagssonne stand.

Vorsichtig suchte er ihre Hand. Ihre Finger zuckten, als die seinen darum lagen.

Das war immer so, wenn sich das Brautpaar lange nicht gesehen hatte. Immer eine süße, bange Scheu zwischen ihm und ihr, ein heimlicher Rausch, der ihnen beiden das langersehnte Zusammensein zu etwas Traumhaftem, Ueberirdischem stempelte.

Und dann auch, — — Trudchen saß dabei. Die runden, neugierigen Backfischaugen wichen keine Minute von denen des Schwagers und der Schwester. Schrecklich interessant, so ein Brautpaar!

„Denk mal, Heinz, Maria wollte dich heute durchaus allein vom Bahnhof abholen. Papa saß im Studierzimmer, — — ich glaube, gerade über eurer Hochzeitspredigt. Da hat sie ihn gebeten, als der Wagen angespannt war im Hofe. So gequält hat sie! Findest du das nicht ruppig, Heinz? Ich bin doch jedes Mal mitgefahren. „Das schickt sich so,“ sagt Tante Linchen.“

Trudchen kicherte.

Maria saß ganz bewegungslos, und hielt des Geliebten Hand.

Und als die ersten rothen Dachziegeln des Dorfes vor ihnen auftauchten, als der Kirchthurm und das Pfarrhaus durch die Bäume schimmerte, schmiegte sich Maria noch dichter an den Geliebten.

„Du — ach du, daß ich dich wiederhabe,“ sagte sie leise aufathmend. „Nun fürchte ich gar nichts mehr, garnichts, das uns trennen könnte.“

* * *

Gegen Abend hatte sich der Himmel bezogen. Die Luft war warm und weich geworden.

Heinz hielt es nicht länger aus in den heißen, menschengefüllten Räumen. Mit den Blicken suchte er Maria, die damit beschäftigt war, der Tante und den zu Besuch weilenden Cousinen dem Decken der Abendtafel zu helfen.

Sie nickte ihm zu, trat ihm entgegen.

„Du bist so stumm, so blaß, Schatz! Warum lachst du nicht?“

Er hielt ihren Arm fest.

„Komm,“ sagte er nur, „ich halt's nicht aus im Zimmer! Den ganzen Nachmittag noch keine fünf Minuten mit dir allein. Ja ... willst du kommen?“

Sie warf einen halb ängstlichen, halb fragenden Blick auf die Tante, auf den Vater und die Gäste, die um ihn waren, und stand schon neben Heinz in der Thür.

Durch den kleinen Hof, in den Garten und weiter schritten sie. Wortlos, langsam, Hand in Hand.

Am Gartenthor schauerte sie leicht zusammen.

„Siehst du den Mond, Schatz? Es wird Regen geben, morgen ... übermorgen ... in meinen Brautkranz wird's hineinregnen.“

„Bist du abergläubisch, Lieb?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein Heinz ... ach nein! Tante sagt, das bedeutet Thränen. Aber es giebt doch auch Freudenthränen, nicht wahr, Liebling?“

Er blieb stehen. Gegen den Zaun gelehnt, hielt er sie fest.

Die Lippen, die er küßte, waren heiß, zitterten unter seiner Berührung. Er ließ sie nicht los, und so standen sie lange, lange.

Bis sie den Kopf hob, lauschend, verträumt.

„Hörst du — — hörst du nichts?“

Er sah sie nur an.

Wie schön sie war! Die blonden Flechten wie eine Krone über ihrem Haupte.

„Aber Heinz, hör' doch nur!“ wiederholte sie noch einmal.

Sie hatte ihn über die dunkle Straße gezogen. bis zu dem Platz, auf dem das Kirchlein stand.

Die bunten Fenster waren erleuchtet. Mädchenstimmen und Orgelton drang daraus.

„Hör doch, — ach hör doch nur,“ flüsterte sie athemlos.

„Die Mädchen proben mit dem Küster. Die Mädchen singen für uns, Schatz! Für dich und mich an unserer Hochzeit morgen!“

Er verstummte.

Wie ein paar Kinder, die in seliger Ungeduld vor dem noch verschlossenen Weihnachtszimmer stehen, steckten sie die Köpfe zusammen.

Und nun — — nun fühlte Heinz, wie ein Beben den schlanken Mädchenleib an seiner Seite durchlief.

Mit beiden Händen zog er die Braut zu sich heran.

In der Kirche war es einen Augenblick still. Dann setzte die Orgel von neuem ein. Leise, feierlich begann das Singen.

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk. Dein Gott ist mein Gott.“

Heinz führte die Geliebte von der Kirchenthür hinweg. Im Garten, unter dem alten großen Birnbaum, unter dessen Zweigen er einst vor drei Jahren zum ersten Mal die Braut im Arme gehalten, blieb er.

Er riß sie leidenschaftlich an sein Herz. Eine Angst war in ihm, eine so schreckliche Angst.

„Ich habe dich lieb — lieb, wie ich niemals Vater und Mutter geliebt habe. Ich bin manchmal so ein grober, häßlicher Patron, Maria. Ja, — — ja, wenn du auch den Kopf schüttelst, du kennst mich ja gar nicht so, — — nein, du weißt nicht, wie das manchmal in mir hochkommt, unbewußt, unerklärlich, wie ein böser, böser Geist. Und du, du bist so fromm, so gut, so rein, Maria! Ich verdiene ja gar nicht all' das riesengroße Glück.“

Hell jauchzte er auf. Wie ein Kind nahm er sie in seine Arme.

„Mein Weib — — mein süßes, süßes Weib!“

Es war das erste Mal, daß er diesen Namen für sie fand.

Und alle beide fühlten, daß sie sich eine der Stunden vorweggenommen hatten, die eigentlich erst von dem Läuten der Hochzeitsglocken für sie beginnen sollten.

Wunschlos, schweigend blickten sie sich gegenseitig an und lächelten.

* * *

Lieutenant von Stetten knöpfte sich den Mantelkragen hoch, zog den Säbel fest und schritt leise die Treppen von der Wohnung des Freundes hinunter. Sein Kopf war tief gesenkt, die Lippen fest geschlossen.

Vor der Thür, in der dunklen, naßkalten Luft stockte sein Fuß.

Hauptmann Suttgons stand vor ihm. Gerade wollte er das Haus betreten.

Stetten hielt ihn fest.

„Nein — — kommen Sie! Jetzt dürfen Sie nicht!“ sagte er heiser.

Der andere blieb stehen. Er achtete nicht auf den Ton des jungen Officiers. Schwerathmend stützte er sich auf seinen Säbelgriff.

„Ist — — ist er todt?“

Stetten nickte.

„Vor zwei Stunden. Lungenbluten trat ein. Reisefitz hat gut geschossen,“ setzte er zwischen den Zähnen gemurmelt hinzu.

Der Hauptmann zögerte noch. Einen Augenblick sah er zu den erleuchteten Fenstern im ersten Stock empor, dann reckte er die zusammengesunkene Gestalt in die Höhe und legte die Hand auf den Arm des Kameraden.

„Ich muß ihn sehen, Stetten. Ich habe ihn lieb gehabt. Ich hab's nicht gewollt — — bei Gott, ich hab's nicht gewollt, das unglückselige Duell!“

Der andere zuckte die Achseln.

„Heut können Sie auch meinen Namen melden,“ sagte er aufgeregt. „Der arme Junge! Oben ist seine Braut mit ihrem Vater. Darum hielt ich Sie zurück, Herr Hauptmann. Man will ihn nicht allein lassen, seit er einschlief!“

Er schwieg und wischte sich mit den in der Faust zusammengeballten Handschuhen den Schweiß von der Stirn.

Es war spät am Abend, die Straßen der kleinen Garnisonstadt still und menschenleer.

Langsam war der Hauptmann an Stettens Seite weitergeschritten. Er war todtenblaß.

„Sie waren dabei, als wir im Casino das Abschiedsfest feierten, Stetten. Sie haben gesehen, wie er, — — wie Rigau sich benommen?“

Der Gefragte nickte.

„Nicht mehr oder weniger berauscht war er, wie — — — alle andern“ — — wollte er sagen. Als er jedoch die finsteren Blicke seines Vorgesetzten auf sich ruhen fühlte, beherrschte er sich.

Der Hauptmann sprach leise, ruhig: „Sie können das nicht beurtheilen. Sie waren nicht mehr dabei, als wir ihn heimbringen mußten. Ja — — ich will es glauben, daß er nichts mehr von sich wußte. Der Sect floß in Strömen die ganze Nacht. Aber ein Mensch muß sich doch schließlich selber kennen, wie Rigau es war. Ein tüchtiger Officier erst recht. Wir waren vier gegen einen. Und doch, er widersetzte sich. Das „Wie“ hier zu erörtern, erlassen Sie mir wohl. Genug — am andern Tage erfolgte die Meldung.“

Stetten stampfte mit dem Fuß auf, daß das schmutzige Wasser an den hellen Mänteln emporspritzte.

„Warum!? — — Sie hätten schweigen müssen!“

Es wurde todtenstill nach diesem leidenschaftlichen Ausruf.

Auf der Stirn des Hauptmanns bildete sich langsam eine dunkelrothe Ader. Von den bartlosen Lippen des jungen Officiers wanderten seine Blicke über die heißen, verstörten Augen.

Dieser hier, — — der beste Freund des erschossenen Kameraden war's gewesen.

Und darum bezwang sich Suttgow. Langsam sprach er weiter.

„Das Ehrengericht entschied das Duell, den Beleidigten mußte Satisfaction werden. Darum wurde Rigau zurückgerufen.“

„Aus dem Hochzeitshaus — — am Morgen vor der Trauung, ich weiß,“ — — unterbrach Stetten mit gepreßter Stimme. „Nicht einmal Rücksicht auf das heiligste der Feste hat man genommen. Eine Schmach ist's — — eine Schmach für uns — — für alle, die“ — — —

Hauptmann Suttgow blieb stehen. „Sie sind heute jeder vernünftigen Ueberlegung unfähig,“ sagte er langsam. „Ich verstehe das nach allem Vorgefallenen. Glauben Sie denn aber, daß selbst jene, die mit mir im Ehrenrath gesessen, nicht auch einem höheren Zwange, einer unantastbaren Bestimmung unterworfen sind? Recht, Vernunft und Religion mögen tausendmal dagegen sprechen — wir — — wir haben nichts zu thun als zu gehorchen. Merken Sie sich das, mein lieber Stetten!“ — — —

Der junge Officir stand noch, als der andere längst im Dunkel der Nacht verschwunden war.

War das eben wirklich der unnahbare, gefürchtete Hauptmann Suttgow gewesen, der zu ihm gesprochen hatte?

Er zuckte zusammen.

Durch die Stille drang das Signal zur Nachtruhe von der Kaserne herüber. Zitternd, mit lang nachhallendem Echo wehte es dahin.

Stetten lauschte regungslos. Als wieder alles still geworden, wußte er nicht, ob es Regentropfen waren, die ihm über das Antlitz liefen. Sie waren so groß, so schwer, so brennend heiß.

„Gute Nacht — Kamerad!“ — hatte das Signal da oben gerufen.

„Schlaf in Frieden,“ setzte er hinzu, ehe er mit tief gesenktem Haupte seinem Heim zuschritt.

* * *

Ob er wohl in Frieden schlief?

Er lächelt — ja wirklich, er lächelt.

Maria sah es ganz deutlich, als sie vor der schlichten Bettstelle des Geliebten stand.

Der Vater war im Nebenzimmer und sprach mit dem schluchzenden Burschen.

Sie hörte ganz genau, wie seine Stimme den alten, müden Tonfall hatte, mit dem er jedes seiner Worte begleitete. Nur noch leiser, stockender sprach er als gewöhnlich.

Sie hatte ihn so flehentlich gebeten, sie allein mit dem Entschlafenen zu lassen. Endlich hatte er ihren Wunsch erfüllt. Nun stand sie — stand und sah in das stille Gesicht.

„Heinz — — Heinz, sieh mich doch mal an! Bitte, bitte — — ein einziges Mal nur.“

Er rührte sich nicht.

Sie weinte nicht. Ihre Lippen waren eiskalt. Gerade so wie die des Geliebten, den man am Vortage ihrer Hochzeit zum Tode gerufen.

Wie aus tiefem Traum erwachend, sah sich Maria um.

So einfach, so schmucklos sein Zimmer, in dem er jahrelang ihrer gedacht, ihr die lieben Briefe geschrieben — — die süßen, süßen Worte.

Näher trat sie an das Bett.

„Heinz,“ sagte sie noch einmal. „Lieber, lieber Heinz, — — hör mich doch!“

Er hörte nicht.

Auf die blasse Hand des Todten fiel ein Lichtschein — der goldene Reif blitzte auf.

Maria wandte sich hastig um und horchte nach der Thür.

Der Vater sprach noch immer mit dem Burschen.

Vorsichtig schob sie den Ring von der linken Hand auf die rechte und that dasselbe mit ihrem eigenen Ringe.

Und dann schluchzte sie auf. Sie umklammerte den Kopf des Todten und bedeckte ihn mit heißen Küssen.

Wie man schöner wird.

Von M. Kossak.

Wie unbekannt selbst die naheliegendsten Tricks einer verschönernden Toilette den meisten Damen sind, das merkt man am besten, wenn man sich längere Zeit in einem Putzgeschäft aufhält und zusieht, wie eine Anzahl Besucherinnen sich Hüte kauft. Fast alle achten einzig und allein darauf, ob ihnen der Hut zu Gesicht steht. Wenn man ihnen sagen wollte, daß dieser Umstand erst in zweiter Linie berücksichtigt werden sollte, so möchten sie in höchstes Erstaunen gerathen. Und doch leidet es keinen Zweifel, daß die Gestalt und die Kopfform, wie ferner das Verhältniß, in dem diese beiden sich zu einander befinden, viel wichtiger für die Wahl der Kopfbedeckung sind als Züge. Zur Erläuterung des Gesagten möge folgendes dienen: Ein großer Kopf läßt die Figur stets kürzer erscheinen als ein kleiner; trägt nun eine Frau, deren Längenmaß zu knapp gerathen ist, einen umfangreichen Hut, so wird, wenn er auch noch so gut zu ihrem Gesicht paßt, der Gesammteindruck ihrer Persönlichkeit dessenungeachtet ein direct unschöner sein. Wollte man daraus den Schluß ziehen, daß alle langen Frauen breite und gleichzeitig hohe Hüte und alle kurzen ganz flache und schmalkrempige tragen sollen, so wäre es dennoch verkehrt. Es muß auch die Breite und Stärke der Gestalt und des Gesichts in Betracht gezogen werden. Ein winziges, wenig garnirtes Capotehütchen würde z. B. zu einem sehr wollwangigen Gesicht in einem so schreienden Mißverhältniß stehen, daß das vorerwähnte Gesetz nahezu aufgehoben werden möchte. Für eine starke, kleine oder mittelgroße Figur in Verbindung mit einem dicken Gesicht ist das Vortheilhafteste eine große, scheibenförmige Façon mit möglichst kleinem Kopf, deren Garnitur sich auf eine hochaufstrebende, aber sehr dünne Feder oder Schleife, die in der Mitte des Hutes angebracht sein muß, beschränkt. Der Hutrand wirkt vermöge seiner geraden Scheibenform nicht die Figur verkleinernd, und ebensowenig thut das die zwar hohe, aber ganz dünne Garnitur. Würde der Rand heruntergebogen und die Garnitur breit sein, so träte der entgegengesetzte Effect ein. Eine große, überschlanke Dame mit schmalem Gesicht hat demzufolge ebenfalls einen breitkrempigen, aber stark gebogenen Hut mit mäßigem, hauptsächlich auf den Rändern liegendem Ausputz zu wählen. Sie wird darin bedeutend kleiner und stärker aussehen, als sie ist. Diese Gesichtspunkte dürften bezüglich der Gestalt der Hüte, die für die eine oder andere der Damen passen, die maßgebendsten sein, denn der Totaleindruck der Erscheinung ist ungleich wesentlicher als ein mehr oder minder hübsches Gesicht — diesen Satz kann eine Frau sich gar nicht fest genug einprägen. Wer im Geiste die Damen seiner Bekanntschaft an sich vorüberziehen läßt, der wird bald gewahr werden, daß die als Schönheit geltenden durchaus nicht immer hübsche Gesichter haben.

Da ich gerade bei den letzteren bin, so will ich noch erwähnen, daß Frauen mit breiten Wangen sich niemals das Haar aus dem Gesicht streichen, aber auch nicht in tiefen Scheiteln über die Ohren kämmen dürfen. Im ersteren Fall erscheint das Gesicht zu groß, im letztern zu breit. Sie müssen vielmehr durch tiefhängende Stirnlocken — auch selbst wenn die Mode sie nicht vorschreibt — einen Theil des Gesichts abschneiden. Wer einen großen Kopf besitzt, darf weiterhin auch keinen Scheitel durch das Haar ziehen, da einem unverbrüchlichen Gesetz nach ein Körper größer erscheint, wenn man ihn in zwei gleiche Hälften zerschneidet. Ist der Scheitel aus irgend einem Grunde — vielleicht einer Haarkrankheit weger — geboten, so sollte er bei einer großen Schädelform zum mindesten schief getragen werden. Sehr schmalen, langen Gesichtern erweisen sich hingegen Wellenscheiteln, überhaupt Bandeaux als sehr kleidsam. Für allzu kleine sind die straff aus der Stirn gekämmten Frisuren mit Zöpfen oder Puffen, welche den ganzen Körper bedecken, die besten.

Selbstredend lassen sich durch die Machart des Kleides gleichfalls unzählige körperliche Unschönheiten verbergen. Viele, sonst gut gewachsene Figuren leiden dadurch, daß Ober- und Unterkörper nicht im richtigen Verhältniß zu einander stehen. Kein Mangel ist leichter auszugleichen als dieser. Die betreffenden Damen brauchen nämlich nur vom Rock abstechende Taillen oder Blousen zu tragen. Ist der Oberkörper zu lang, so wählen sie den Gürtel vom Stoff des Rocks, ist er zu kurz, von dem der Taille. Außerdem können sie ihn im erstern Fall noch mit einer der Brust zugekehrten Spitze und im letztern unten in eine Schnebbe endigend fertigen. Wer, was man so nennt, überbaut ist, das heißt, allzu hohe und gerade, zudem vielleicht auch noch schmale Schultern hat, der muß die Achselnähte bis auf den Arm herunter legen und den oberen Theil des Aermels bis zum Ellbogen mit Puffen garniren. Zu schräge und breite Schultern erheischen dagegen verkürzte Achseln und eine ganz kleine Puffe auf der Schulterhöhe. Es ist eine durchaus verkehrte Ansicht, daß Achselpuffen unter allen Umständen die Gestalt verbreitern, sie thun das nur, wenn sie zu nief angebracht werden. Uebermäßig lange Arme verkürzt man durch einen Besatz, der ringförmig den ganzen Aermel umgiebt, während umgekehrt zu kurze eine Streifengarnitur erfordern, die gradlinig von der Schulter bis zur Hand läuft. Daß das nämliche Princip auch für die Figur Anwendung findet, derart, daß ein Stoff mit breiten Längsstreifen sie verlängert und Querstreifen oder ein hoch hinaufsteigender Rundbesatz sie verkürzen, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Für sehr magere Damen sind auch Stoffe mit großen Nullen günstig.

Ein weitverbreiteter Fehler ist es, daß starke Frauen sich fest schnüren, um schlanker auszusehen. Sie erreichen damit genau das Gegentheil. Es giebt nichts Kleidsameres für eine übervolle Figur als das taillenlos herunterfallende Empiregewand; nur darf es nicht so faltenlos sein, wie die augenblickliche Mode es vorschreibt. Wollen die Damen aber durchaus ein anliegendes Kleid und vielleicht gar ein englisches tragen, so sollten sie die Taille mit einer Garnitur ausstatten, die ein Stück bis über die Gürtellinie reicht, etwa mit vorn oder beiderseitig von oben nach unten laufenden, mindestens harblangen Cascaden, mit Bandschleifen als Abschluß. Wenn der Hüftenumfang zu groß ist, so näht man an die Untertaille vorn wie an beiden Seiten drei Finger breite Gummigurte, die am Strumpf festgeknöpft werden. Hüften und Leib treten dann zurück. Man braucht nicht zu fürchten, daß der Gesundheit dadurch Schaden geschieht, das wäre nur der Fall, wenn man gleichzeitig ein festes Corsett trüge; dann würde allerdings ein bedenklicher Druck auf den Körper ausgeübt werden, während, wenn er ungeschnürt bleibt, ihn auch die Gurten unmöglich einzuengen vermögen. Sie geben ihm, streng genommen, nur eine andere Stellung, die aber immerhin zur Folge hat, daß seine Ueberfülle an den Partien, die der Stoff faltenlos umspannt, nicht sichtbar wird. In welch' hohem Maß die Hüften durch die genannte Manipulation schmal und schlank werden, sollte Niemand für möglich halten. Die Franzosen haben für die in Wirklichkeit sehr starken, anscheinend jedoch schmalhüftigen Frauen die Bezeichnung „fausses maigres“ erfunden.

Großen Füßen verleiht man ein zierliches Aussehen durch hohe Absätze, die mehr, als es üblich ist, nach der Mitte des Fußes zu angebracht sind. Erblickt man sie unter dem Rockfaum, so glaubt man eben, daß sie erst dort anfangen, wo sich der Absatz befindet. Was die Handschuhe anbetrifft, so sollten Damen mit großen und breiten Händen nur Glacés oder seidene tragen, aber nie wildlederne oder solche aus Zwirn.

Zuletzt noch einige Bemerkungen über die Farben der Kleider und Hüte. Oft hört man die Aeußerung: „Ich trage hauptsächlich die und die Farbe, denn die hat mir von jeher am besten gestanden.“ Der letztere Umstand sollte für ältere Damen ein Grund sein, die betreffende Nüance nie mehr zu wählen, denn der Teint verändert sich mit den Jahren, und es ist ganz undenkbar, daß eine Farbe, die sich der zarten, blühenden Haut der Jugend als vortheilhaft erwies, auch mit der entweder allzu fahl oder zu roth gewordenen reiferer Jahre harmoniren sollte. Im Allgemeinen läßt sich als Regel aufstellen, daß die Farben mit der Zeit zunehmend matter gewählt werden müssen. Für mittelalterliche Damen von kränklich grauem Teint ist Olivgrün und dunkles Burgunderroth am geeignetsten, für sehr rothwangige Marineblau und Bronzebraun. Lila, das immer für spätere Altersstufen als passend erachtet wird, ist dagegen sehr gefährlich, nur ganz frische Gesichter mit noch weichen Zügen entstellt es nicht. Mit Weiß braucht man dagegen lange nicht so vorsichtig zu sein, wie es meist angenommen wird. Frauen, die nicht ungewöhnlich stark sind und kein Kupfer im Gesicht haben, können es unbesorgt bis hoch in die vierziger Jahre hinein tragen, sie sehen darin entschieden jünger aus. Nur darf es nie Blauweiß sein — am besten ist Crème oder irgend ein modernes Weiß mit einem Schimmer von Roth oder Grün darin — auch muß das Kleid einen hohen, tiefdunklen Sammetkragen haben. Perlgrau paßt für ganz junge oder ganz alte Damen, mittelalterliche macht es fahl. Zum mindesten wäre es erforderlich, eine reiche Hals- und Taillengarnitur von gesättigtem Ton dazu zu nehmen. Schwarz kleidet alte wie junge Damen nur, wenn sie sich frischer Farben erfreuen. Die gefährlichste Farbe von allen ist jedoch hellblau, obgleich es keine andere Farbe gibt, von der gleich viele Damen sich einbilden, daß sie sie kleidet. Sie paßt nur für junge, rosige Gesichter. Für überzarte Blondinen ist Seegrün sehr zu empfehlen. Im Allgemeinen spielt jedoch die Haarfarbe eine unwichtige Rolle bezüglich der Farbenwahl der Kleider. Der Teint gibt fast allein den Ausschlag.

Verkannt.

Humoreske von F. F. Masaidel.

Josef Meyer war Souffleur im Stadttheater zu K. und in seinen freien Stunden lyrischer Dichter. Da ihm die Souffleurstelle nicht viel und die Lyrik sehr wenig eintrug, beschloß er, der undankbaren lyrischen Muse den Rücken zu kehren und sich ihrer dramatischen Schwester in die Arme zu werfen. Meyer calculirte so: Wenn ich ein Stück schreibe, das einschlägt, dann kann ich mein bisheriges armseliges Metier aufgeben und bringe zugleich meinen vielbespöttelten Namen zu Ehren. Wenn ich einmal als Dramatiker so weltberühmt bin, wie der William Shakespeare oder auch nur wie Goethe und Schiller, dann wird der Name Meyer nicht mehr allen Spöttern und Witzbolden zur Zielscheibe dienen können.

Gedacht, gethan. Meyer schrieb eine fünfaktige Tragödie, die er unter dem Titel: „Die Mutter der Gracchen“ beim Stadttheater einreichte.

Als Josef Meyer nach mehreren Wochen wieder in der Kanzlei erschien, gab ihm der Director das Manuscript zurück und sagte: „Ihre Arbeit zeugt von ernstem Streben und auch die Idee des Stückes ist nicht übel; allein Sie haben sich im Stoff vergriffen. Die Handlung Ihres Stückes paßt nicht für eine Tragödie. Sie sollten eine Comödie daraus machen. Als Lustspiel behandelt dürfte das Ding sich viel besser machen und auch dem Geschmack des heutigen Publikums mehr entsprechen.“

Meyer machte ein saures Gesicht, doch wagte er dem berühmten Dramaturgen nicht zu widersprechen, dankte diesem für seinen klugen Rath und ging mit seinem Manuscript nach Hause. Er machte sich eiligst an die Arbeit und formte seine Tragödie, „Die Mutter der Gracchen“ in ein feines Lustspiel um, das er „Die Stiefmutter der Gracchen“ betitelte.

Mittlerweile hatte der Director des Stadttheaters seine Entlassung genommen und Meyer mußte nunmehr seine Comödie bei einem neuen Director einreichen. Dieser ließ sich erst nach monatelangem Bitten und Drängen dazu bewegen, das Stück zu lesen, dann gab er es dem armen Meyer zurück und sagte: „Mein bester Meyer! Ihre Comödie ist theilweise sehr lustig, aber ich glaube, daß wir damit schwerlich einen vollen Bühnenerfolg erzielen würden. Mein Rath wäre, den Stoff zu einer Novelle zu verwenden. Wenn Sie sich einige Mühe geben, dürfte es ein Meisterstück der deutschen Novellistik werden.“

Meyer zog betrübt von dannen. Was wollte er thun? Der Director mußte die Sache besser verstehen als er, und er entschloß sich daher, die Comödie zu einer Novelle umzuarbeiten, die er „Die Großmutter der Gracchen“ taufte.

Er übergab die Novelle einem bekannten Verleger, der sie durchblätterte und dann mit den Worten zurückgab: „Lieber Freund! Es ist unglaublich, daß ein so alter Theaterspatz wie Sie nicht merkte, daß in dieser Novelle der köstlichste Stoff für eine moderne Posse steckt.“

Meyer war ganz perplex und rannte mit seiner Novelle davon. Er machte flugs eine Posse daraus, die er unter dem Titel: „Die Schwiegermütter der Gracchen“ beim Volkstheater einreichte.

Nach einem halben Jahre erhielt er ein Poststück, indem sich sein Manuscript nebst einem Schreiben des Directors befand, das folgendermaßen lautete:

„Geehrter Herr Meyer!

Ihre Posse „Die Schwiegermütter der Gracchen“ erscheint leider zur Aufführung im Volkstheater nicht geeignet. Doch dürfte sich aus dem Stoffe eine prächtige Humoreske für ein illustrirtes Witzblatt machen lassen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Gimpelmeyer m. p.,
Director des Volkstheaters.“

Das war für den unglücklichen Meyer zu viel. Er ging in eine Spielwaarenhandlung, kaufte ein Figuren-Theater und ließ die Posse durch seine Kinder aufführen. Die zwei größeren Kinder spielten unter seiner Anleitung die Comödie, und die kleineren Kinder bildeten das Publikum.

Die Kleinen ergötzten sich sehr an dem Stücke, und „Die Schwiegermütter der Gracchen“ erlebten mehr als fünfzig Aufführungen.

Somit hatte Herr Meyer doch nicht umsonst gearbeitet!

— Der feine Umgang. — „Was der Gefängnißwärter Müller für feine Manieren hat!“ „Die hat er sich im Verkehr mit den eingesperrten Bankdirectoren und Aufsichtsräthen angeeignet.“

Es gibt keine Frau ohne Launen; das ist eine Regel ohne Ausnahme.

Nachtfahrt.

Von Paul Busson.

Das Trompetchen des Zugführers quätt. Ein schriller Pfiff — die langweilige Rückreise hat begonnen. Adieu, Monte Carlo!

Draußen ist stockfinstere Nacht und tiefe Stille. Nur die Brandung rauscht dumpf, mit schwach leuchtenden Wellenkämmen gegen die Felsen spülend.

Nun kann ich anderthalb Stunden fahren. Meinen letzten Louisdor hat das unerbittliche Rateau weggerafft. Als ich kam, hatte ich viele dieser gelben Vögel.

Ich ärgere mich über mein Unglück und mache mir Vorwürfe. — Das habe ich wieder nothwendig gehabt!

Mir gegenüber sitzt eine schwarzgekleidete Dame. Sie hebt sich wie eine Silhouette von dem drapfarbigen Ueberzug des Coupés ab. Sie ist nicht mehr jung, nicht sehr hübsch, aber unstreitbar vornehm. Die weißbehandschuhten Hände umkrampfen ein grünes Saffiantäschchen. Sie scheint zu schlafen.

Aber im schwachen rothgelben Licht der Deckenlampe sehe ich auf ihren Wangen die Thränen glitzern und die angstvollen, schluckenden Bewegungen der Kehle. Sie schläft also nicht.

Ich lehne mich zurück und schließe wie sie die Augen — bis auf einen schmalen Spalt.

Der Zug bleibt endlich stehen — in Ezé oder Beaulieu, und sie schrickt auf und blickt zum Fenster hinaus.

Wir fahren weiter. Mit leeren großen Augen starrt sie vor sich hin. Und jetzt erinnere ich mich — sie schon gesehen zu haben. Und allmälig fällt mir auch ein, wo: an einem der Trente-et-quarante Tische. Die scheint auch nicht gewonnen zu haben.

Welche Angst in ihren Augen liegt! Und von Zeit zu Zeit wischt sie mit einem weißen Taschentuch die Thränen fort. Sie dauert mich von Herzen. Schließlich öffnet sie das kleine Täschchen und sucht krampfhaft in den wenigen Fächern. Wohl nach Gold. Aber es sind nur ein paar Francs und wenige Zwei-Sousstücke darin.

— — Sie hält die Hand vor die Augen und seufzt — — — ihre Lippen zittern. Sie hat nicht nur verloren — die Aermste — sie hat alles verloren. Das sehe ich leider nur zu deutlich. Sie kann nicht einmal in ihre Heimath zurück. Ich glaube nicht, daß die Frau sich an die Bank wenden wird, um Reisegeld zu erhalten.

Plötzlich fällt ihr ein, daß sie nicht allein im Coupé ist, und ein erschrockener Blick fällt auf mich. Da sie meine geschlossenen Augen sieht, betrachtet sie mich mit der stumpfen Neugier der Verzweiflung, die das Auge ja oft an Wandleisten oder Tapetenmuster bannt.

Ich sehe, wie ihr immer und immer wieder der Todgedanke durch den Kopf geht. Wie ein Stich. Jedesmal ringt sie die Hände im Gefühl der Ohnmacht. Aber allmälig wird ihr Blick wärmer und mit Schrecken lese ich ganz deutlich ihre Gedanken.

„Dieser Herr ist jung und gutmüthig. Seine Hände sind weiß und gepflegt. Seine Kleidung ist elegant und theuer. Vielleicht ist er sehr reich. Wie — wenn ich meinen ganzen Muth zusammennähme und ihn bäte, mir die paar Goldstücke zu leihen, damit ich nach Hause fahren kann. Er würde sich vielleicht ärgern — aber sich doch genieren, es merken zu lassen. Er würde mir das Geld gewiß geben, wenn ich nur den Muth hätte, zu sprechen. — Was würde ihm dran liegen? — Vielleicht nichts. Vielleicht würde er es sogar gerne thun. Er sieht nicht unfreundlich aus. — Und ich würde es ihm ja zurückgeben, irgendwie. — Wenn ich nur von hier fort wäre — hier bin ich verloren. Was soll ich denn thun? — Ich muß es wagen. Aber er schläft. — Wenn er nur aufwacht. Ich will es wenigstens versuchen.“

— — — — — — — — — —

Es ginge über meine Kraft, dieser Unglücklichen „Nein“ zu sagen. Und so bin ich gezwungen, mich weiter schlafend zu stellen